Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 237 (1964)

Artikel: Das Häuslein am Bach
Autor: Gebauer, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657151

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kroch zu mir herüber, in der Hand das große, weiße Tuch, mit dem wir die Linsen zu säubern pflegten, und band dieses Tuch an den Balken, der so dicht neben meinem Kopf niedergefallen war. „So, mein Junge", sagte er, „jetzt wollen wir die weiße Fahne hissen und uns ergeben ..." Geduckt schleppten wir den Balken zum Fenster und schwenkten wie wild das weiße Tuch hin und her... Nach einer guten Weile schien man uns tatsächlich bemerkt zu haben. Die Beschießung hatte aufgehört. Das erste, was ich vernahm, war eine zornige Stimme, die rief: „Sie sind verhaftet ..." Unter Bedeckung wurden wir als Spione dem Militärgericht eingeliefert und erst nach langwierigen Verhandlungen freigelassen; die „Eine Arte" mußte eine empfindliche Geldbuße erlegen. N. K.

Wie ein Schlager entsteht

In einem vornehmen Londoner Restaurant kehrte eines Abends eine größere Offiziersgesellschaft ein. Kurz vor der Polizeistunde bestellten sich die Herren (wie auch von Vollblutengländern gar nicht anders zu erwarten) Schinken und Eier. Das Essen wurde gebracht. Aber einer der Gäste fand, der Schinken sei viel zu zäh. Verärgert rief er einem vor dem Tisch auftauchenden befrackten Geist zu: „Warum ist der Schinken so zäh?" Der Befrackte verschwand mit einer höflichen Verbeugung und kehrte nach einigen Minuten mit betrübtem Gesicht zurück. Zum größten Erstaunen des Gastes brachte er aber nicht etwa eine neue Portion Schinken und Eier, sondern überraschte die Gesellschaft mit folgender Erklärung: „Es tut mir riesig leid, Sir, daß wir diese Novität noch nicht da haben. Jedenfalls ist das Notenmaterial bereits bestellt. Sollten Sie aber in der Lage sein, das neue Lied vorzusummen, würden wir es gern versuchen, die Melodie nach dem Gehör zu spielen!" Der Befrackte war eben – der Leiter der Hauskapelle, der annahm, die Reklamation „Warum ist der Schinken so zäh?" sei der Titel eines neuen Gassenhauers. Zwei Tage später brachte ein findiger Musikverleger, dem der Kapellmeister die groteske Episode erzählte, das Lied heraus, und „Warum ist der Schinken so zäh" wurde in der Tat ein Schlager erster Güte. Warum auch nicht?

Hans Gebauer

Das Häuslein am Bach

Schon damals, als sie als jungverliebtes Paar zum erstenmal dem Haselbach entlang schlenderten, war der Hans hinten bei der alten Mühle stehengeblieben.

„Schau", hatte er zu seinem Meieli gesagt, „am liebsten würde ich in so einem Häuschen wohnen."

Das Meieli sah ihn mit strahlenden Augen an. Gewiß, da würde es ihm auch gefallen. Nur ... da hätte der Hans einen gar weiten Weg bis hinüber zur Station.

Oh, wegen dem ... Ein Kilometer mehr oder weniger. Das mache mit dem Velo nicht so viel aus. Aber – er sah das Meieli verschmitzt an – ein Badezimmer und Zentralheizung gebe es wohl in so einem Häuslein nicht.

Sie hätten ja daheim bis jetzt auch kein Badezimmer gehabt. Und wegen dem Heizen, herrje, das wäre ihm noch das Wenigste. Es sei doch recht heimelig, im Winter das Feuer im Ofen knistern zu hören. Man bekomme schon fast allein davon warm.

Das Meieli redete sich so in einen Eifer hinein, als ob es sich schon jetzt darum handle, ob sie das Häuslein erstehen sollten oder nicht. „Du liebe Zeit, und dabei müssen wir beide ordentlich sparen, um nur das Geld für die Aussteuer bis übers Jahr auf der Seite zu haben", kam es auf einmal dem Meieli in den Sinn. „Und der alte Fankhauser wird wohl sein Haus auch nicht loswerden wollen."

Da lachten sie beide herzlich über ihre verstiegenen Pläne.

Aber oft spazierten sie dem Haselbach entlang, und jedesmal blieben sie vor der alten Mühle stehen. Und jedesmal schien sie ihnen schöner und begehrenswerter. Das von Sonne und Wetter gebräunte Holz, die kleine Laube mit den Petunien, der Brunnen und das Bänklein, der kleine Garten, der Zaun mit den roten Hagröslein, die Wiese hinter dem Haus mit den Apfel- und Birnbäumen, der plätschernde Bach und die schnatternden Enten ... Ja, da müßte sich's gut leben lassen. Oft kamen sie mit dem alten Fankhauser ins Gespräch, der allein mit den zwei getigerten Katzen in der Mühle wohnte. Gern lud er sie eine Weile zum Sitzen ein.

Schön sei es halt da, rühmten die beiden immer wieder. Das gefiel dem alten Mann gar wohl.

Ja, früher, erzählte er, als seine Kinder noch zur Schule gingen, da hätten sie auch mit keinem tauschen mögen; nirgends sonst hätten sie sich so frei herumtollen dürfen wie hier. Aber jetzt sei das Häuslein keinem mehr gut genug. Er habe gemeint, wenigstens der Heiri, der Jüngste, werde auch nach der Heirat bei ihm bleiben. Aber die Schwiegertochter habe schön die Nase gerümpft und sich bedankt für ein solches Logis. Wenn er nicht mehr am Leben sei, werde wohl die Mühle abgerissen und das Land den Bauern verkauft, meinte er wehmütig.

Das Meieli und der Hans sahen sich verständnisinnig an. Wenn sie recht sparten, vielleicht ... vielleicht würde ihr Traum dann einmal in Erfüllung gehen. Freilich, vorerst zogen sie in eine billige Mietwohnung. Aber in zehn Jahren, wenn sie recht sparten, hatte der Hans ausgerechnet ...

Kaum waren sie ein Jahr Mann und Frau, stellte sich der kleine Peterli ein und machte einen dicken Strich durch die schöne Rechnung.

„Jetzt erst recht", dachte sich der Hans. „Auch wenns zwei Jahre länger dauert."

Das Meieli rackerte sich ab. Aus Hansens alten, zerrissenen Hosen schneiderte es kleine für den Peterli, und aus einem noch so verflickten Pullover reichte es gewiß noch zu einem neuen für den kleinen Buben. Kein Restlein war dem Meieli unnütz, und beim Kochen wußte es bald so gut einzuteilen, daß dem Hans die bescheidenen Mahlzeiten jeden Tag wie ein Sonntagessen mundeten.

Was war das für ein Fest, als der Hans eines Tages mit der Gehaltserhöhung nach Hause kam.

„Wenn du so weiterfährst mit Hausen und Sparen, müssen wir bald mit dem alten Fankhauser reden, ob er uns das Häuslein nicht schon zu Lebzeiten abtreten würde", neckte der Hans oft seine junge Frau. „Er könnte ja schließlich weiterhin dort wohnen. Sicher hätten wir alle miteinander Platz," ging das Meieli im Ernst darauf ein. Nein, so weither war es wieder nicht mit ihrem Ersparten. Wie erschraken sie deshalb, als sie an einem schönen Herbstsonntag die Fensterladen der alten Mühle geschlossen fanden.

„Wohnt der alte Fankhauser nicht mehr hier?" fragte der Hans den Bannwart, als er vom Wald her kam.

„Der Fankhauser Ruedi? – Ja, der ist auf einmal bettlägerig geworden. Der Heiri hat ihn zu sich in die Stadt genommen. Das Hüttlein soll scheints nächstens verkauft werden."

Der Hans und das Meieli sahen sich ratlos an.

„Vielleicht würde er nicht gleich alles auf einmal verlangen", raunte das Meieli dem Hans zu. „Frag doch, wo der Sohn wohnt."

Der Hans holte den Bannwart ein. Ob er ihm sagen könne, wo der Heiri Fankhauser in der Stadt wohne.

Ja, freilich, nickte der Mann. Gleich wenn man vom Bahnhof komme, biege links eine schmale Gasse ab, und da habe der Heiri eine kleine Sattlerei.

Am nächsten Sonntag fuhren sie in die Stadt. Die ganze Woche hatten sie gerechnet, sich überlegt, ob es wohl nicht unverschämt sei, den alten Fankhauser zu fragen, ob er ihnen mit dem Zahlen ein wenig entgegenkäme, und je mehr sie sich der Stadt näherten, schwand ihre Hoffnung, daß der alte Fankhauser ihnen das Häuslein abtrete. Als sie an der Wohnungstüre läuteten, öffnete eine mürrische Frau. Ja, sie sei die Frau Fankhauser. Was sie von ihr begehrten. Ob sie für ein Weilchen zum Vater Fankhauser hereinkommen dürften. Jetzt machte die Frau noch ein finstereres Gesicht. Der sei schon über zwei Wochen nicht mehr hier.

Ja, ob er etwa gar ins Spital habe gebracht werden müssen. Sie hätten gehört, es habe ihm mit der Gesundheit geböset.

Er sei schon längst wieder wohlauf, aber er habe es vorgezogen, ins Altersheim zu zügeln. Es sei auch besser so – für beide Teile, meinte sie schnippisch.

Das Meieli und der Hans waren froh, als sie der unfreundlichen Frau den Rücken kehren konnten.

Wie freute sich der Vater Fankhauser, als die beiden mit dem Peterli so unerwartet anrückten.

Danke, es gehe ihm recht gut. Es werde für alles gesorgt; er müsse sich um gar nichts kümmern, könne tun, was er gerade möge, aber das gleiche sei es halt doch nicht wie ... wie draußen in der alten Mühle.

Er mußte sich mit dem Handrücken über die Augen fahren, während er den Peterli zärtlich auf seinen Knien schaukelte.

„Und lange Zeit könnte ich ja wohl auch nicht mehr allein dort draußen hausen. Das habe ich jetzt eingesehen, wo ich die drei Wochen liegen mußte. So wird mein Häuslein jetzt halt schon zum Verkauf ausgeschrieben. Schade", er lächelte dem Meieli und dem Hans wehmütig zu. „Schade, daß ihr schon eine Wohnung habt, wohl eine viel schönere und bequemere als die alte Mühle. Es wäre mir leichter geworden, mich davon zu trennen, wenn ich jemanden wie euch dort draußen gewußt hätte."

Die neue Wohnsiedlung im Tscharnergut bei Bern.

Photo F. Lörtscher, Bern

„Wir wollten ja..."

„Wir sind ja..."

„Gerade deswegen..." fuhren der Hans und das Meieli beide auf einmal los.

„Eben wegen dem Häuslein sind wir zu Euch gekommen", gestand der Hans mit hochrotem Kopf. „Aber wir haben uns gar nicht recht getraut zu fragen, aus Angst... Nun, es werden andere Interessenten da sein, die Euch den ganzen Betrag einfach so auf den Tisch legen können. Bei uns hingegen müßtet Ihr Geduld haben..."

„Sehe ich wie ein Leuteschinder aus? Wenn ich nur fürs erste wieder etwas habe, damit ich ungesorgt hier leben kann."

„Wir haben gedacht... Wenn Ihr bei uns wohnen wolltet..."

„Draußen in der Mühle?" Die Hände des alten Mannes zitterten, als er das große gelbe Taschentuch aus dem Hosensack holte und sich umständlich die Nase schneuzte.

„Wolltet ihr also wirklich... so eine Bürde aufladen und mich alten Mann..."

„Jetzt auch noch! Eine Bürde?" ereiferte sich das Meieli. Sie würden sich alle freuen, wenn er zu ihnen käme. Er verstehe sich so gut mit dem Peterli, und da werde es, das Meieli, auch manchmal froh sein, wenn es ihm das Büblein eine Weile anvertrauen könne. Im Frühling komme ja noch ein Schwesterlein dazu, und dann..." meinte es verschämt.

Den Winter über blieb Vater Fankhauser noch im Altersheim. Im Frühling aber, als der Hans Abend für Abend, Samstag für Samstag mit dem Velo zur Mühle hinaus fuhr und bis in alle Nacht hämmerte und klopfte, Fenster flickte und die getäferten Wände mit heller Farbe strich, da hielt er es nicht mehr aus. Er mußte mithelfen. Den Garten wollte er umgraben und neue Blumenkistchen zimmern für die Laube, dem Meieli an die Hand gehen, dem das Fenster- und Bödenputzen so zu schaffen machte. Aber wenn er es ermahnte, es solle sich Sorge tragen, meinte es lachend, es müsse sich beeilen, sonst sei das Kleine da, bevor sie recht eingerichtet seien.

Es war, als habe das Greteli wirklich mit seiner Ankunft nur gerade darauf gewartet, daß alles recht schön und heimelig hergerichtet sei. Kaum war die Farbe an den Wänden ganz trocken, die

frischgewaschenen Vorhänge aufgespannt und die Möbel auf den spiegelnden Fußböden zurechtgerückt, wurde das Greteli geboren. Wer sich mehr über das gesunde Meiteli freute, seine Eltern oder der alte Fankhauser, wäre schwer zu sagen gewesen.

Er hat es nie zu bereuen gehabt, daß er den jungen Leuten sein Häuschen für so bescheidenes Geld überließ, und der Hans und das Meieli könnten sich keinen besseren Großvater für das Geschwisterpärchen wünschen. So wohnen Glück und Eintracht in der alten Mühle. Die Hagröslein blühen jedes Jahr üppiger, und hinten in der Matte am Bach flattern lustig zwischen riesigen Sonnenblumen die sauberen Wäschestücke wie festliche Fahnen im Sommerwind.

Ministerrat im Bett

Der große englische Staatsmann William Pitt der Ältere, 1708–1778, ging eines Tages zu dem Lord-Groß-Schatzkanzler, dem Herzog von Newcastle, um eine wichtige Konferenz mit dem Herzog abzuhalten. Pitt hatte im Parlament beantragt, daß die britische Flotte möglichst schnell – es war im Spätherbst – gegen Frankreich geschickt würde. Es handelte sich bei dieser Konferenz darum, den Herzog, der ein Gegner des Pittschen Antrages war, umzustimmen, so daß er sich der erforderlichen Kreditbewilligung durch das Parlament nicht widersetze. Pitt fand den Herzog, der an einem heftigen Podagraanfalle litt, im Bett; das Zimmer war ungeheizt, und Pitt beklagte sich über die unerträgliche Kälte. Der Herzog bemerkte ironisch, die nämliche Kälte verhindere sowohl das Auslaufen der englischen Flotte als die Konferenz über diesen Gegenstand. „O, so leicht gibt William Pitt seine Pläne nicht auf", entgegnete dieser. „Sie erlauben wohl!" Damit zog er sich die Stiefel aus und legte sich in das danebenstehende Bett der Gemahlin des Herzogs und zog die Decke bis an den Hals zu; nun begann die wunderliche Konferenz, die gewiß einzig in ihrer Art dasteht. Sie endete nach einer heftigen Debatte mit einem Siege Pitts. Der Herzog von Newcastle stimmte seinem Kollegen endlich bei, und die Flotte stach trotz der Kälte in See. =nn

W. Anders

Der Doktor im Schneebrett

Es war vor zwei Jahren in einer mondlosen Februarnacht. Der Landarzt Marcel Bouchet brütete über der Krankengeschichte eines seiner Patienten und war eben zu dem Entschluß gekommen, diesen anderntags ins Spital bringen zu lassen, als an der Haustür stürmisch geläutet wurde. Seufzend erhob sich der Doktor. Es war nicht leicht, hier Arzt zu sein. Für acht Dörfer im Umkreis, oft hoch am Berg, war er der einzige Helfer. Da kam es oft vor, daß man ihn spät in der Nacht herausklopfte, zu einem mühsamen Gang. Seine Haushälterin hatte sich an diesem Abend schon verabschiedet.

Als er die Türe aufschloß, stand draußen ein junger Mann, Ferrier Biard. Dr. Bouchet kannte ihn. Er war doch dabei gewesen, als der kleine Raymond, der Sohn Biards, zur Welt kam!

Ferrier war von Schnee überstäubt. Der Doktor erinnerte sich, daß Biard in jenem letzten Dorf wohnte, das zu erreichen man schon im Sommer drei Stunden zügigen Marsches bedurfte. Jetzt war er sichtlich erschöpft. „Doktor", stieß er hervor, kommen Sie, kommen Sie schnell. Mein kleiner Raymond – er wird ersticken, wenn Sie nicht helfen. Er..."

Mit ein paar Worten beruhigte der Arzt den Erregten, führte ihn in sein Zimmer, schenkte ein Glas Cognac ein. „Und jetzt erzählen Sie mir einmal –" sagte er dann kurz. Was Ferrier Biard erzählte, war eindeutig. Zweifellos hatte sein Kind Diphtherie. Wenn überhaupt noch Hoffnung bestand, es zu retten, so mußte sofort eine Injektion erfolgen. Das wurde dem Arzt während der kurzen, hastig hervorgestoßenen Erzählung klar.

Stumm machte er sich daran, seine Tasche zu packen. Nach kurzem Überlegen steckte er sie in einen Rucksack.

„Sie kommen, Doktor?" fragte Ferrier Biard.

„Natürlich", sagte dieser. „Wir werden ihn schon durchbringen, den kleinen Raymond. Aber wir brauchen wohl die Ski, um zu Ihnen durchzukommen?"

„Es ist ein schlimmer Weg", seufzte Ferrier. „Ich habe eine halbe Stunde für die Abfahrt gebraucht.